Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire

Herausgeber: [s.n.]

Band: 8 (2001)

Heft: 1

Artikel: Der Philosoph und die Politik : die skeptische Sicht von Arnold Künzli

Autor: Chiquet, Simone

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-19985

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DER PHILOSOPH UND DIE POLITIK

DIE SKEPTISCHE SICHT VON ARNOLD KÜNZLI

SIMONE CHIQUET

Arnold Künzli ist ein Philosoph, der sich prononciert äussert. Daran lässt er keinen Zweifel aufkommen. Auch nicht jetzt – an diesem kalten und verregneten Novembertag in seinem Haus in Roveredo.[1] Als ich an diesem Morgen von Lugano über Bellinzona nach Graubünden fuhr, versuchte ich, mich an sein Aussehen zu erinnern. Es gelang mir nicht. Seine Sprache jedoch konnte ich mir mühelos vergegenwärtigen. Auch einen knappen Satz, den er anlässlich eines Podiumsgesprächs vor einigen 100 Gymnasiasten und Gymnasiastinnen formuliert hatte: «Aus der Geschichte können wir nichts lernen.» Der Satz gefiel mir. Er stand in wohltuendem Gegensatz zu all den fein abgewogenen Aussagen, die damals auf dem Höhepunkt der Debatten um die Rolle der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges mit einigem Eifer verbreitet wurden. Und so war ich doch sehr neugierig darauf zu hören, wie der 81-jährige Arnold Künzli, emeritierter Professor für Philosophie, in der Rückschau sein Leben und Arbeiten beurteilte.

Wieso haben Sie Philosophie studiert Herr Künzli?

Eigentlich begann ich mit Germanistik, weil mich die Literatur faszinierte. Aber damals gehörte zur Germanistik das Studium der Sprachwissenschaft und dazu hatte ich leider keinerlei Beziehung. Schon in der ersten Vorlesung – ich glaube etwas über das Adverb und das während eines ganzen Semesters – langweilte ich mich fürchterlich. Ein Freund gab mir daraufhin den Rat, Germanistik lediglich als Nebenfach zu belegen – so konnte ich mir die Sprachwissenschaft ersparen – und stattdessen Philosophie zum Hauptfach zu machen. So einfach ist das.

An einen bestimmten Beruf dachte ich damals nicht; ich war überzeugt, dass ich mein Geld in irgendeiner Art und Weise verdienen könnte. Es war sowieso eine besondere Situation, als ich 1938 an der Universität Zürich mit dem Studium begann: Ich leistete drei Monate Aktivdienst, studierte drei Monate, leistete drei Monate Aktivdienst … Dieses Hin und Her verschaffte mir einen speziellen Einblick in die Realität. Noch wichtiger in dieser Beziehung erwiesen sich jedoch meine Kontakte zu jüdischen Emigranten. Hier ging für mich eine neue Welt auf, hier wurde ich mit der Realität als politischem Weltgeschehen kon-

frontiert. Diese Erfahrung intensivierte sich dann noch in der zweiten Hälfte des Krieges, als ich über ein junges Mädchen – meine spätere Frau Franca Schiavetti – Kontakte zu antifaschistischen italienischen Emigranten bekam.

Philosophie und Politik schliessen sich demnach nicht aus?

Nein. Ich habe von Anfang an beides miteinander verbunden und immer Philosophie im Hinblick auf die Praxis betrieben. Praxis verstanden im ursprünglichen griechischen Sinne als Erfahrung und Tätigkeit. Heute würden wir vielleicht eher sagen im Hinblick auf die reale, gesellschaftliche Problematik, mit der wir uns auseinander zu setzen haben. Zuerst machte ich aber einfach das normale Studium und schloss 1945 mit dem Doktorat ab. Für mich war dann aber klar, dass ich auf keinen Fall an der Universität bleiben wollte; eine akademische Karriere stand für mich zu diesem Zeitpunkt nicht zur Diskussion. Mein Interesse galt der Politik. Dies hatte in erster Linie damit zu tun, dass ich während der Jahre zuvor den Eindruck bekommen hatte, in der Schweiz in einem Ghetto zu sein und von der Welt nichts mit zu bekommen. Jetzt musste ich hinaus.

Wir – meine Frau und ich – zogen dann nach Rom. Ich hatte schon vorher ab und zu geschrieben und publiziert – ich war unter anderem zwei Jahre Redaktor des *Zürcher Studenten* –, sodass ich zuversichtlich war, unseren Lebensunterhalt bestreiten zu können. Es ging dann wunderbar. Wir lebten davon, dass ich Beiträge für die *National-Zeitung* verfasste: mit 50 Franken, dem Honorar für einen Artikel auf dem Schwarzmarkt gewechselt, konnten wir sehr gut einen Monat leben.

Überhaupt war die Zeit unmittelbar nach dem Krieg sehr speziell: Alles war im Aufbau, und man konnte überhaupt noch nicht abschätzen, wie sich die politische Situation weiterentwickeln würde. In Italien war die Frage ja noch nicht entschieden, ob das Land künftig kommunistisch oder christlich-demokratisch regiert würde. Kurz: Es war sehr, sehr spannend. Das ging zwei Jahre, dann fragte mich die *National-Zeitung,* ob ich nicht Interesse hätte, als Korrespondent nach London zu gehen. Ich war bis dahin noch nie in England gewesen und konnte auch die Sprache nicht. Aber ich war sehr neugierig: In England war gerade Labour mit Clement Attlee an die Macht gekommen. Und da ich mich in der Zwischenzeit zu einem Linken entwickelt hatte, sagte ich zu.

Was heisst links?

Ich war antifaschistisch und antinationalsozialistisch eingestellt. Meine erste Politisierung reichte in die Zeit des Spanischen Bürgerkrieges zurück, als ich merkte, dass nicht alles stimmen konnte, was in der bürgerlichen Presse geschrieben wurde. Und sie erfuhr dann ihre Fortsetzung durch meine bereits erwähnten Kontakte zu den italienischen Emigranten. Es war ein Kreis um die Eltern von Franca, die dem Partito d'azione angehörten, einer Partei, die zwi-

schen den Sozialisten und den Liberalen angesiedelt war. Von daher war ich natürlich sehr neugierig auf die Situation in England. Wir gingen also nach London. Und hier war ich doch sehr beeindruckt von der neuen Regierung. Ich hatte aber einen Kampf mit der *National-Zeitung,* da Labour für den zuständigen Redaktor ein rotes Tuch war – beispielsweise was die Gesundheitspolitik anbelangte. Die Arbeit war jedoch sehr interessant.

In der Zwischenzeit – es war 1949 – hatte in Deutschland gerade der Wiederaufbau begonnen. Da mich diese Entwicklung sehr beschäftigte, schlug ich der *National-Zeitung* vor, mich als Korrespondenten nach Bonn zu senden. Man war einverstanden, und wir zogen nach Bonn, wo ich die ganze erste Adenauer-Regierung miterlebte. Die Situation war jedoch nicht sehr erfreulich: Es herrschte ein Klima der Restauration, die politische Situation war «verhocket», und die Stadt voll von alten Nazis. So schmiss ich schliesslich den Bettel einfach hin und reiste 1955 zurück in die Schweiz.

Hier arbeitete ich dann ein Jahr lang als selbstständiger Publizist, bis mir Max Hagemann von der *National-Zeitung* – ein hochintelligenter und sympatischer Mann – einen interessanten Vorschlag machte. Er sagte zu mir: «Stellen Sie sich vor, die *National-Zeitung* ist die *New York Times,* und Sie sind der Korrespondent. Stellen Sie sich also vor, die Schweiz ist für Sie das Ausland, von wo aus Sie berichten.»

Der Blick von aussen auf die Schweiz?

Der Blick von aussen auf die Schweiz! Zuerst habe ich ihm gesagt: «Herr Hagemann, eigentlich interessiert mich die Schweiz überhaupt nicht. Hier passiert sowieso nichts. Mich interessiert nur das Ausland.» Aber dann überlegte ich mir das Angebot noch einmal. Ich sagte mir, dass es vielleicht doch ganz interessant sein könnte, über die Schweiz zu schreiben. Ich stellte aber zwei Bedingungen: Erstens verlangte ich, zweimal pro Jahr für Reportagen ins Ausland reisen zu können – auf Kosten der Zeitung natürlich. Zum andren wollte ich nichts mit der Redaktion zu tun haben. Nicht etwa, weil ich mir zu gut für diese Arbeit gewesen wäre, sondern weil ich aus zeitlichen Gründen nicht noch andere Aufträge übernehmen wollte. Beide Bedingungen wurden akzeptiert, sodass ich sofort anfangen konnte. Ich bin dann mit der ganzen Familie für jeweils einen Monat in einen Schweizer Kanton gezogen und habe von dort aus berichtet. Und es kamen wirklich sensationelle Sachen zu Tage, sodass die Artikelserie zu meinem grossen Erstaunen ein riesiger Erfolg wurde. Ich bekam sogar richtig Spass an meinem Auftrag!

Sie sagten, zuerst hätte Sie das Angebot gar nicht gereizt.

Ich hatte einfach den Eindruck, dass wir uns in der Schweiz aufführten, als sässen wir in der Loge des Welttheaters: Wir beschränkten uns darauf zu pfeifen und zu klatschen. Geändert hat sich das erst, als die sogenannten Fremdarbeiter

Ende der 50er-, Anfang der 60er-Jahre in die Schweiz kamen, und man später mit den «Überfremdungsinitiativen» konfrontiert wurde. Ich muss hier aber sagen, dass ich mich für die innenpolitischen Diskussionen eigentlich nie interessierte. Ob ein bisschen mehr links oder ein bisschen mehr rechts: solange die Zauberformel besteht, bleibt es in der Schweiz politisch uninteressant.

Aber Sie haben sich doch auch eingemischt, beispielsweise im Vorfeld der Expo 64. Wieso?

Zwar interessierte mich die schweizerische Innenpolitik nicht, aber die Stimmung in der Schweiz in Bezug auf den Kalten Krieg – das interessierte mich sehr. Erstens, weil ich selber von Diffamierungen betroffen war. Zweitens weil ich die Stimmung als gefährlich empfunden hatte. Darüber hinaus hat mich natürlich der ganze Ost-West-Konflikt beschäftigt. Doch zurück zur Expo 64: Wir hatten bei der *National-Zeitung* einen Club der sogenannten Nonkonformisten, dem übrigens auch Redaktoren anderer Zeitungen, beispielsweise des *Schweizerischen Beobachters,* angehörten. Und wir waren stark beeinflusst von Frischs, Kutters und Burckhardts Buch «achtung die Schweiz».[2] Auch wir hatten damals den Eindruck, dass die Schweiz nichts gelernt und an der Expo lediglich ein poliertes Idealbild von sich selber aufgebaut habe. Vor diesem Hintergrund beschlossen wir, ebenfalls eine Publikation herauszugeben.[3] Wir teilten dann die einzelnen Kapitel unter verschiedenen Autoren auf, und ich selber übernahm den Beitrag über den Kalten Krieg, dargestellt am Beispiel des berühmten Igels. Gut, wir veröffentlichten das Ganze, und eines Tages erschien in der *Neuen Zürcher Zeitung* eine Besprechung, die uns in die Nähe von Nazis und Landesverrätern rückte. Dummerweise war diese Besprechung aber signiert, sodass wir gegen den Autor vorgehen mussten, obschon wir sehr viel lieber die Zeitung verklagt hätten. Aber immerhin: wir klagten, und es kam zu einer Verhandlung. Wir haben uns dann schliesslich geeinigt, der Autor nahm alles zurück, und die *Neue Zürcher Zeitung* musste der Leserschaft den Inhalt des Vergleichs bekannt machen. Das war natürlich ein schöner Erfolg. Meines Wissens hatte die *Neue Zürcher Zeitung* weder vorher noch nachher so etwas machen müssen.

Mir fällt auf, wie gelassen Ihre Schilderung heute ausfällt. Wenn ich mir die damaligen Debatten in Erinnerung rufe, wie ich sie aus den zeitgenössischen Quellen kenne, muss das alles doch ziemlich gehässig abgelaufen sein.

Es war tatsächlich gehässig, die Debatten waren giftig. Den Grund dafür sehe ich darin, dass die Schweiz durch den Kalten Krieg richtiggehend neurotisiert war. Man kann durchaus auch von einer kollektiven Paranoia sprechen. Es war damals nicht möglich, eine offene Debatte zu führen. Kritisierte man die offizielle Meinung, wurde man zum nützlichen Idioten des Sowjetkommunismus gestempelt. Echte Kritik wurde diffamiert. Auch wenn man – bei aller

Ablehnung des Sowjetkommunismus – differenziert analysierte und argumentierte, hatte man keine Chance.

Wie gingen Sie damit um?

Eigentlich machte es mir nicht allzu viel aus. Erstens gewöhnte ich mich daran. Zweitens sagte ich mir, solange ich noch die Möglichkeit habe bei der *National Zeitung* zu publizieren, kann ich damit leben. Ich will damit nicht sagen, dass es mich nicht berührt hätte, aber schlaflose Nächte hatte ich deswegen nie, wenn auch die nächtlichen Telefonanrufe mit Morddrohungen unangenehm waren. Ich war meiner Sache sehr sicher.

Seit 1989 gehört der Kalte Krieg der Vergangenheit an und die Bipolarität, die uns die Einteilung in Freund und Feind erleichtert hatte, ist uns abhanden gekommen. Welche Auswirkungen hatte diese Entwicklung auf die Debatten um politische Inhalte in der Schweiz?

Der Druck des sogenannten Ostblocks auf den Westen hatte ja über Jahre hinweg dazu geführt, dass man sich bei uns in Kontinentaleuropa mit sozialen Fragen auseinander setzen musste. Ohne diesen Druck gäbe es die soziale Marktwirtschaft wahrscheinlich gar nicht in der Form, wie wir sie heute kennen. 1989, als dieser Druck weggefallen war, wurde der Kapitalismus zum Alleinherrscher: Alternativen gab es keine mehr, ideologische Auseinandersetzungen waren bedeutungslos geworden. Das hat nun dazu geführt, dass man je länger je mehr alles schreiben und drucken kann. Man erzielt damit jedoch keine Wirkung. Und dies wird sich auch in absehbarer Zeit kaum ändern.

Sie sagen, heute kann man alles publizieren, es habe keine Wirkung.

Ja. Ich selber habe beispielsweise immer das Gefühl, es komme nichts zurück, es gäbe keine Reaktion – nicht einmal, wenn ich etwas ausgefallenere Sachen publiziere. Ich schreibe an eine Schaumgummiwand. Das ist wohl die postmoderne Beliebigkeit. Dazu kommt noch etwas anderes: Im Ausland ist die Situation anders. Es gab und gibt in Deutschland Debatten, auch in Italien und Frankreich, zum Teil sogar sehr heftige Debatten. Bei uns in der Schweiz gab es lange Zeit einfach nichts. Das hat vermutlich damit zu tun, dass wir seit dem letzten Jahrhundert keinen Krieg mehr mitgemacht haben. Alle anderen Länder in Europa wurden zerstört und mussten mehrmals wieder neu aufgebaut werden. Auf diese Weise konnten oder mussten sie Neues ausprobieren und Neues entwickeln. Wir hingegen lebten in einer einzigen Kontinuität. Und verglichen mit anderen europäischen Staaten waren wir immer sehr privilegiert, wir mussten nie eine Orientierungskrise bestehen.

Erst heute, erst jetzt verändert sich etwas, beginnt sich ein Wandel abzuzeichnen. Ich habe auch das Gefühl, da rumort es beträchtlich. Das kann man auch an den politischen Auseinandersetzungen sehen: Hier haben wir auf der rechten Seite einen klaren Standpunkt mit der SVP, deren Erfolg in diesem Ausmasse

doch etwas Neues ist. Eine Linke haben wir nicht mehr; die ganze europäische Sozialdemokratie ist heute eine Vollzugsorganisation des Neoliberalismus. Oder man könnte auch sagen, die Sozialdemokratien sind zu Liberalen im Sinne des 19. Jahrhunderts geworden. Parallel dazu findet aber teilweise auch eine Differenzierung statt. Denken Sie beispielsweise an die *Neue Zürcher Zeitung:* Während des Kalten Krieges war deren Berichterstattung absolut einseitig. Ich sagte damals immer, die sind amerikanischer als die Amerikaner. Heute aber ist der Auslandteil der *Neuen Zürcher Zeitung* wahrscheinlich das Beste, was wir in deutscher Sprache zur Verfügung haben.

Bedeutet dieser Wandel nun vermehrte Einmischung der Philosophie in die Politik?

Verallgemeinern möchte ich hier nicht. Für mich selber kann ich nur sagen, dass ich meine Sache schreibe und dann weiterhin – im Sinne von Adorno – nach dem Prinzip der Flaschenpost verfahre: Ich stecke alles in eine Flasche, vielleicht kommt sie ja eines Tages an. Aber ich habe wirklich jede Illusion verloren, ich würde etwas bewirken. Anderseits möchte ich mich aber nicht darauf beschränken, nur den Garten zu pflegen. Das könnte ich mir und meinem Temperament dann doch nicht antun. Ich mache also weiter *quia absurdum est.*

Anmerkungen

1 Das Gespräch fand am 3. November 2000 statt.
2 Max Frisch; Markus Kutter; Lucius Burckhardt, «achtung: die Schweiz. Ein Gespräch über unsere Lage und ein Vorschlag zur Tat», in *Basler politische Schriften,* Basel und Zürich 1955. Vgl. dazu auch Martin Ganz, «Nonkonformes von vorgestern: ‹achtung: die Schweiz›», in Schweizerisches Sozialarchiv (Hg.), *Bilder und Leitbilder im sozialen Wandel,* Zürich 1991.
3 Walter Biel et al., *Expo 64 – Trugbild der Schweiz, Basel 1964.*